

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 21 (2008)
Heft: 11

Artikel: Netzstadt und Rasenmäher, oder : die Formen der Schweiz
Autor: Marti, Rahel / Gantenbein, Köbi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

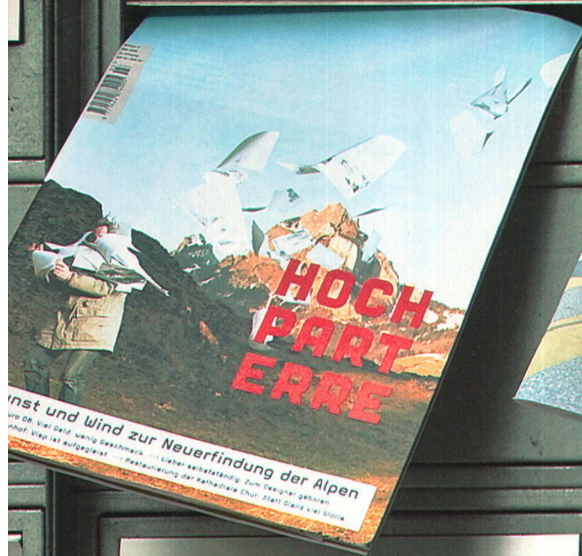
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

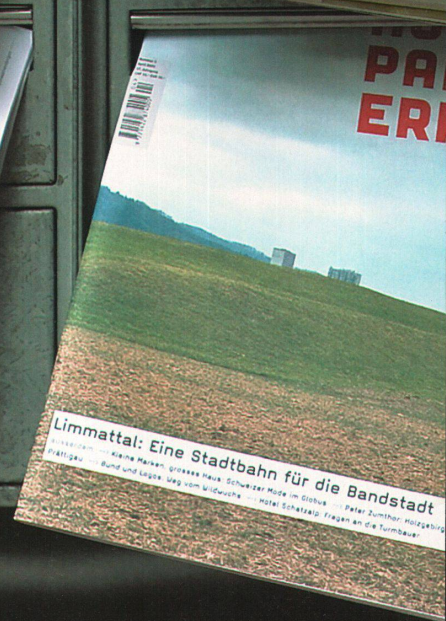
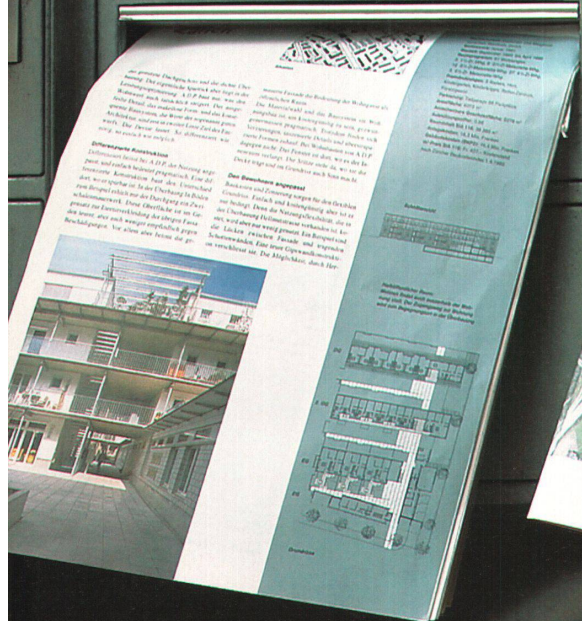
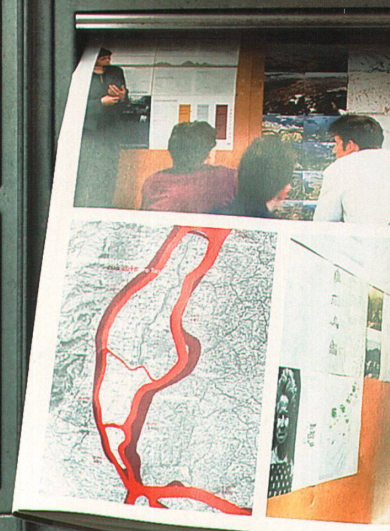
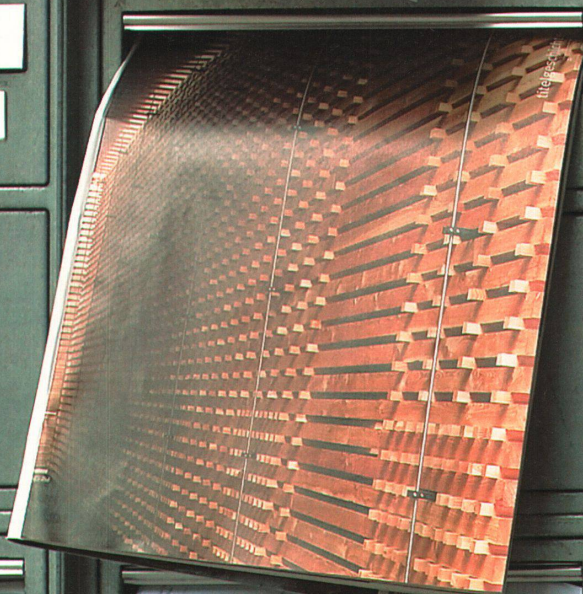
Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NETZSTADT UND RASENMÄHER ...



Bitte keine
Reklame
einwerfen!



... ODER DIE FORMEN DER SCHWEIZ

Die Welt, die Schweiz und Hochparterre haben einen gemeinsamen Begriff: Form. Sieben Geschichten über die Form in den letzten zwanzig Jahren.

Text: Rahel Marti und Köbi Gantenbein, Fotos: Markus Frietsch

Seit November 1988 blickt Hochparterre auf das Gemachte – auf die Produktion der Form. Auf ihre gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen. Der Standort Hochparterre ist programmatisch gemeint: Formen betrachten, leicht abgehoben vom Gewühl des Alltags und der Gasse, aber mit Bodenhaftung statt vom Elfenbeinturm herunter. Kurz: teilnehmende Beobachtung. Das Terrain: die Schweiz. Da kennen wir uns aus und entdeckten sieben Geschichten zur Form der letzten zwanzig Jahre: die Form des Landes, des Randes und der Aufmerksamkeit. Die Form der Bewegung, der Zukunft, der Arbeit und der Zeit. Damit ist die Schweiz nicht neu, aber anders geordnet, einmal mehr statt ein für allemal.

DIE FORM DES LANDES Im April 1994 ist ein Begriff zu lesen: «Netzstadt». Eine Schweiz aus gebauten Bändern von Basel bis Chiasso, vom Genfer- zum Bodensee. Mit Knoten und verwischten Grenzen. Der Begriff ist keine Erfindung, er schweizert ein, was in Amerika oder Deutschland gängig ist. Fortan fassen «Netz» und «Stadt» die Form des Landes zusammen.

Die «Stadt» erlebt einen Trauertag: Am 20. März 1998 tritt Ursula Koch zurück. Sie war als Stadträtin verantwortlich fürs Bauen in Zürich. Mit ihrem Namen ist die Wiedergeburt der Stadt als Lebensraum und Lebensform verbunden. Wie kaum eine Politikerin steht sie für eine politische und gestalterische Kraft, die in den zwanzig Jahren auch in Dörfern Programm wird: Der Ort hat eine Geschichte und Einmaligkeit. Öffentlicher Raum ist formbar. Mit Planung und Architektur. Mit einer Idee fürs Ganze statt einer Bodenrente für wenige. Zürich ist Vorreiterin der Stadtrenaissance. Sie findet Form auf den Revieren, die die Schwerindustrie innert kürzester Zeit verlassen hatte. Als Hochparterres erste Ausgabe erscheint, sind um die Hektaren in Zürich West und Oerlikon eiserne Zäune gespannt: «Verbotene Städte». Das Möbel, das den Designpreis der Neunzigerjahre verdient, heisst «Runder Tisch». An ihm wird die Stadt ausgehandelt.

Die Stadtrenaissance findet auch Form in den Innenstädten, sie werden umgebaut zu Konsumorten: Einkaufs- und Freizeitorde, Restaurants, Bars, rund um die Uhr geöffnet. Zu Kulturorten mit Museen und Gärten, zu Festival- und Paradenorten. Und zu Wohnstädten: «10 000 Wohnungen in zehn Jahren!», rief Zürich 1998 und erreichte sein Ziel längst. Die Wiedergeburt der Stadt ist lebenslustig, konsumfreudig und rot-grün, in Bern, in Genf oder Basel und mit der für die Form der Schweiz typischen Verzögerung bald auch in Luzern, Winterthur und Lausanne. Die Grundstücke werden entwickelt, nicht überbaut; zwischenzeitlich krachen die Immobilienpreise zusammen. Zur Wiedergeburt gehören auch Orte wie Lettenareal, Platzspitz und Kocherpark – die Stadt des Elends.

Das «Netz» macht Karriere in einer Reihe nationaler, kantonaler und lokaler Abstimmungen. Sie gelten einem Gefährt, von links bis rechts gestützt: der Eisenbahn. Kaum eine Vorlage erfreut sich grösserer Zustimmung als der Ausbau des S-Bahn-Netzes. Obwohl die Automobilisierung des Landes stetig zunimmt, die «Autobahn» musste schon vor der Zeitrechnung aufs Schandbänkchen der Worte sitzen. Nur mit Klimmzügen lotsen die Bau- und Autopolitiker ihre Anliegen durch Volksabstimmungen. Doch erfolgreich, wenn man die Strassenkarten einst und heute übereinanderhält. Der milliardenschwere Bau des «Netzes» findet die betonierte Form nicht nur in Trassen, sondern auch in Häusern aller Art. Vom Einfamilienhaus am Stadtrand

mit zwei, über die Gewerbehalle mit zwei Dutzend bis zum Einkaufszentrum mit zweihundert Parkplätzen. Je komfortabler das Netz, desto dichter reihen sich ihm entlang die Knoten. Seit vielen Jahren ist die daraus folgende Zahl magisch: Pro Sekunde wird ein Quadratmeter Schweiz zur Netzstadt geformt. In Hochparterres Lebensspanne also 630 Quadratkilometer, ein Gebiet so gross wie das Glarnerland. Doch es kommt darauf an, wie man Zahlen liest: Erst in gut sechzig Jahren wird doppelt so viel Schweiz verbaut sein wie heute. Dass sie einst einmal vollgebaut wäre bis auf die Dufourspitze, wird niemand von uns erleben.

So ist es weiter nicht erstaunlich, dass die Form des Landes unterschiedlich interpretiert wird: Planer, Architektinnen und eine wachsende Mehrheit der Bevölkerung begrüssen die Netzstadt als Lebensform, eine starke Minderheit aber will davon nichts wissen. Ihre Mentalität verteidigt das Leben auf dem Land als das richtige. Unter dem Hintern den Offroader, im Herzen den Landwirt. Viele Jahrhunderte Bauerntum verschwinden nicht in einem Hochparterre-Zeitalter. Doch hartnäckig wird das falsche Leben, das urbane, zur Lebensform des Landes. Auch wer am Rand sitzt, muss nicht darben. Denn der das Land überformende Konsum von allem und jedem gedeiht unter und über der Erde. Unter ihr verknüpft erst ein Kupfer-, später ein Glasfasernetz Dorf mit Dorf zum Stadtnetz. 1988 hat die Schweiz kaum einen Internetanschluss; 2007 benutzen 3,94 Millionen Menschen regelmässig das Internet – sechzig Prozent der Bevölkerung. Was unter der Erde keinen Platz hat, sucht den Weg durch die Luft: Die Karte mit den Antennen für den Mobilfunk ist das neue und eindrückliche Bild zum Stadtnetz Schweiz.

DIE FORM DES RANDES An der Zürcher Limmatstrasse betrieb Frau Bauer ein Lädeli mit Milch, Mehl und Mortadella für die Arbeiter des Industriequartiers. In ihrem Lokal kochten heute junge Frauen Suppen für die neuen Werk tätigen dieses Stadtteils: Architektinnen, Schmuckdesigner, Radiofrauen, Buchhändler. Engadiner Hochzeitssuppe, marokkanischer Bohneneintopf und Kokoscreme aus Thailand. Dazu gibt es ein heisses Würstli aus dem Muotathal. Industriequartier und Muotathal – zwei Ränder begegnen sich. ABB in Baden, Sulzer in Winterthur, Selve in Thun, Maag und Oerlikon Bührlé in Zürich – die Industriereviere sind Ende der Achtzigerjahre verschlossen, aber als Stadtreserven erkannt. So wollen Werner K. Rey, ein grossartiger Bankrotteur der Schweizer Wirtschaftsgeschichte, und der Schweizerische Bankverein 1990 auf einem Fabrikareal in Zürich-Seebach Läden, Büros >>

LINKS

Mehr zur Bahn 2000, zum Expo-Archiv und dem «Club der Autofreien»

> www.hochparterre.ch/links



◁ Die Form der Bewegung.
Das Fahrzeugdesign für Schienen
und Strassen floriert.

▽ Die Form der Zukunft. Schnell ist der Begriff Nachhaltig-
keit geboren, langsam greifen die Massnahmen



>> und Wohnungen bauen. Der Wettbewerb ist fertig, die Planung läuft, bis der Stadtrat Teile der Fabriken unter Schutz stellt. Niemand hatte zuvor daran gedacht, die Hallen könnten schutzwürdig sein. Das industrielle Erbe wird entdeckt: von der Kreativwirtschaft und dann von der Immobilienbranche. Miteinander stülpen sie die Form der Stadt um, bis ihre alten Ränder, die Industrievieler, als Trendquartiere zu Zentren werden.

Rand gehört in den Achtzigerjahren nicht zum Wortschatz der Landjugend, man hält sich für geografisch und mythologisch zentral. Vierzig Jahre hielten Réduit, geistige Landesverteidigung und der Geldstrom aus Bundesbern das Selbstbewusstsein der Landschweiz aufrecht. Zwar diskutieren die Regionalforscher seit den Siebzigerjahren über regionale Disparitäten und über die Ränder des Wachstums. Gewitter zogen über dem Berggebiet aber erst mit Avenir Suisse auf, der Denkfabrik von Grossbanken und Grossindustrie, und mit dem Schweiz-Porträt des ETH-Studio Basels. Sie schickten Blitze wie «Baustelle Föderalismus» und «alpine Brache», geschmiedet in den Metropolen mit der politischen Absicht, den Rand als überflüssig aufzugeben.

Doch am Rand keimten und keimen Lebens-, Aktions- und Bauformen: die Alpeninitiative, der sanfte Tourismus, die Biosphären im Entlebuch und bald im Val Müstair; Kulinarisches wie der Walliser Weisswein Petite Arvine oder eben die Muotathaler Würstli. Ikonen wie die Therme Vals von Peter Zumthor oder die wiederentdeckte Villa Garbald und ihr Wohnturm von Miller Maranta im Bergell als Denkkelave der ETH Zürich. Gion A. Caminada macht in Vrin bis heute vor, was nachhaltiges Bauen ist und was regionaler Eigensinn vermag. Schliesslich bringt der Rand die Baustelle Föderalismus voran mit politischen Streichen wie dem Zusammenschluss von 29 zu drei Gemeinden im Kanton Glarus. Eine vor zwanzig Jahren noch fremde, ja abwegige Idee setzt sich an der Landsgemeinde mit Handerheben durch.

Die Fremde verändert auch die Metropole. Seit Hochparterres Zeit leben in Zürich 24 Prozent Ausländerinnen und Ausländer, verteilt über die Schweiz sind es 21 Prozent Leute ohne Schweizer Pass. Nicht am Rand der Städte, aber am Rand der Gesellschaft, selbst wenn sie gut verdienen – in der Schweiz bleibt man aus Tradition lange fremd. Nach wie vor. Die Fremden aber beflügeln mit ihren Eigenarten das kulturelle Durcheinander und sorgen für Unruhe, die die einen mögen und die den andern Angst macht. Mittlerweile haben die zweite und dritte Generation der Ausländer einen festen Platz im Design und in der Kultur. Alle werfen sie ihre Gewohnheiten, Eigenarten und Vorbilder zusammen und kreolisieren Stadt und Land mit Ideen, Sprachen und Lebensformen. Sie füllen das Repertoire für das Design von Waren und Zeichen. Nicht in der Mitte, sondern am Rand, an den Stellen, wo das Eigene und Fremde aneinandergeraten, finden die Designerinnen und Architekten Anregungen. So differenzieren sie Dinge, Formen und Handhabungen. Vielfältig blüht das Kunsthandwerk der lokalen Labels in den Nischen. Körper und Seele werden geformt von Therapeuten aller möglichen Schulen. Für Kleider, Schuhe, Accessoires, Möbel und Geräte lebt eine Szene von Ateliers, Läden und Werkstätten, die an Treffen wie «Blickfang», «Designers' Saturday» oder «Kreislauf 4 & 5» eine Bühne ihrer Leidenschaft gefunden haben.

DIE FORM DER AUFMERKSAMKEIT 1991 plant Mario Botta die Erweiterung des Bundeshauses: ein neungeschossiges Ungetüm im Hang versenkt, halbrund, bestückt mit sieben Bürohausscheiben, vorstehend wie die Strähnen eines Irokesenschnitts. «Siebenzitziges Bundesseuter», so nennt ihn der Volksmund. Heute triebe uns solcher Gigantismus die Tränen in die Augen, damals war die Nationalratskommission begeistert. Bottas «Signature Style» ist die Maxime der Zeit, die Gewähr für Aufmerksamkeit.

Als Gegengift erfindet die junge Architekturgarde die Schweizer Kiste. Man konkurriert hart, wer sich nach dem Überschwang der Postmoderne am strengsten kontrolliert, am weitesten zurücknimmt, die kostbareren Details mit noch weniger Ausdruck erfindet. Diener & Diener, Gigon Guyer, Morger Degelo, Miller Maranta, Marques Zurkirchen und viele mehr der im Aufstieg begriffenen Köpfer zirkeln die Schweizer Gleichung ab: Ernsthaftigkeit plus Nüchternheit gleich Perfektion. Alle Aufmerksamkeit gilt dem Ehrlichen und dem Einfachen. Allmählich bekommen die austarierten Grundrisse aber >>



^ Die Form der Aufmerksamkeit. Architekten setzen Zeichen.



^ Die Form des Randes. Randgehenden wie Industriequartiere und Bergdörfer treffen sich.

> Die Form der Arbeit. Mehr Männer mit Krawatten als mit Schwielen an den Händen.



>> einen Hick ab: Vermutlich aus Holland eingesickert, erlöst der Knick die Kiste schliesslich von der Not, ihre rechten Winkel zu rechtfertigen. Wer weiter Kisten baut, zählt zur Regionalliga oder ist radikal wie Valerio Olgiati oder Christian Kerez. Als geeignete Vorlage für den Knick dient meist der Umriss des Grundstücks, akademischer: der Kontext.

«Wir beginnen jedes Mal von vorn», heisst die Lösung, gelehrt von Herzog & de Meuron, für lange Zeit die gewieftesten Formenfabrikanten. Ihre Kunst kann Formen erfinden unter den Bedingungen des Orts, der Aufgabe und der Bauherrschaft, unterstützt von Recherchen zu Material und Technik. Ohne Scheuklappen. So sind Herzog & de Meuron unter den ersten, die das Ornament rehabilitieren: mit den Kräuterdrucken am Lagergebäude für Ricola in Laufen 1997. Unter der Ära der Freiheit darf nun Form Form sein und alles ist möglich. Derweil erhalten das Eigenständige und die Stille Aufmerksamkeit: als Beispiele Miroslav Šik, Buol & Zünd, Pablo Horvath, Graber Pulver, die eine übertragene Form des «Signature Style» pflegen.

Aufmerksamkeit sei die Währung unserer Zeit, fasst der Architekt und Schriftsteller Georg Franck 1998 zusammen. Das wissen die Bauherrschaften längst und setzen auf Firmen-, Standortwettbewerbs- und Stararchitektur. So Rolf Fehlbaum, der im Niemandsland vor Basel, zwischen abgewrackten Industriebauten, Eisen- und Autobahnen, seinen Vitra-Sitz baut als Kollektion von Ando über Gehry bis Hadid. Konzerthäuser wie in Luzern, Museen wie die Basler Fondation Beyeler oder das Berner Klee-Zentrum, Freizeitparks wie das Berner Westside und Forschungsstätten wie der Novartis-Campus in Basel zeugen vom Gunstwettbewerb. Er kann den Bogen überspannen: Paradeprojekte wie das Stadtcasino Basel von Zaha Hadid oder das Kongresszentrum Zürich von Rafael Moneo lehnt eine Mehrheit der Bevölkerung ab.

DIE FORM DER BEWEGUNG Bahn 2000, S-Bahn Zürich, Cisalpino, IC 2000 Doppelstockzug, Turbo im Thurgau, Flirt in Zug, die NEAT, der Glarner Sprinter und schon die nächste S-Bahn-Generation in Zürich – die Eisenbahn verjüngt sich seit 1987 temporeich, als wir dem Grossprojekt Bahn 2000 zustimmen. Landeinwärts gilt Zugfahren noch als weltfremd. Aber die Angst vor dem Waldsterben rumort. Plötzlich tauscht der Vater für den Arbeitsweg das Töffli in ein schönes Mountainbike mit 21 Gängen um und fährt mit dem Zug an Sitzungen in die Stadt.

Die Karriere der Bahn ist die Erfolgsgeschichte der Schweiz der letzten zwei Jahrzehnte. Das Angebot an Strecken, Verbindungen, Abonnements, Spezialtickets und Erlebnisfahrten explodiert. Bunte Flitzerlokis verdrängen die Stahlkolosse, Sitzecken werden als Lounges ein- und Raucherbänke ausgebaut; mit Ruheabteilen fürs konzentrierte Arbeiten hält die Bahn die Geschäftsreisenden bei der Stange. Aus den Bahnhöfen der sieben grössten Städte werden Einkaufs- und Freizeitzentren – RailCities.

Ein Meister über die Form der Bewegung ist Uli Huber, von 1973 bis 1999 Chefarchitekt der SBB. «Man muss die Eisenbahn lieben, als Mitarbeiter, als Bürgerin, als Passagierin», so Hubers Credo. Und: «Bei uns ist jeder Tag ein Tag der offenen Tür»; die Kunden fahren nonstop mitten durchs Produktionsgelände. Für ihre Sorge um die Bau- und Gestaltungskultur heimsen die SBB Preise ein: 2005 den Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes und immer wieder Brunel Awards, die Oscars der Bahngestalter. Die erste Etappe der Bahn 2000 ist seit 2004 abgeschlossen. Sie zählt 130 Bauprojekte und kostete 5,9 Milliarden Franken. Viel Geld? Der Schienenverkehr kostet die Volkswirtschaft sechsmal weniger als die Strasse: 1998 betragen die externen Kosten des Schienenverkehrs – also jene Kosten, die nicht der Verursacher, sondern die anderen Verkehrsteilnehmer und die Allgemeinheit bezahlen – rund 0,44 Milliarden Franken, die externen Kosten des Strassenverkehrs dagegen rund 6,05 Milliarden Franken. Zwanzig Prozent davon gehen auf Unfälle zurück.

Mit der Bahn schwenkt das Velo auf die Überholspur ein. Das Mountainbike, farbenfroher Kulturimport aus Amerika, bringt Jung und Alt aufs Zweirad zurück. Weg ist das Öko-Image, heute ist das Velo der Ferrari der Urbaniten, die Siegmachine der Ironwomen. Sein Revival beflügelt die Design- und Herstellerindustrie; das Leuchtbeispiel ist BMC, die Bicycle Manufacturing Company aus Grenchen, die 1994 startete und im letzten Jahr 22 000 Fahr-

räder verkaufte und 25 Millionen Dollar umsetzte. Die massenhaft ausschwärmenden Mountainbiker kommen den Wanderern in die Quere und der Snowboarder bedroht die Skifahrerin. Zu ihrer Bewegungssicherung sind seit den Achtzigerjahren die Seilbahnen erneuert und Armaden von Schneekanonen installiert worden, für 1,2 Milliarden Franken.

FORM DER ZUKUNFT «Das Prinzip Thermosflasche, die gute Isolation der Gebäudehülle, genügt nicht», schrieb Hochparterre 1994 zur Metron-Siedlung Im Niederholzboden in Riehen. «Es beginnt früher: mit dem einfachen, geraden Baukörper, den innen liegenden Sanitärräumen, dem Kaldach, dem ungeheizten Keller, weniger Fensterfläche. Was jetzt noch erreicht werden kann, das schafft die kontrollierte Lüftung.» Die Siedlung zählte zu DIANE Öko-Bau, einem Bundesprogramm, das ökologisches und energiesparendes Bauen förderte. Das Kürzel DIANE stand für «Durchbruch innovativer Anwendung neuer Energietechniken».

Durchbruch? Es gab Vorreiter wie den Solarpreis und das Minergie-Label, die die Form der Zukunft früh begriffen haben. Doch solange man der Architektur ihre Sparsamkeit ansieht, will die kultivierte Architektenschaft nichts davon wissen. Minergie heisst für sie, Ästhetik mit minus eins zu multiplizieren. Und die Bauherren haben Angst, dass sie die Form der Zukunft nicht bezahlen können. Das bauphysikalische Wissen, um energieeffizient zu bauen, wird erst in den letzten zehn Jahren erarbeitet. Heute forscht der SIA an Programmen wie dem Effizienzpfad Energie, der den gesamten Bauablauf in die Bilanz einrechnet: Die Form der Nachhaltigkeit ist das Verbrauchsdiagramm. An den Architekturschulen dringt das Thema in die Lehrpläne vor – spät. Das nachhaltige und zukunftsverträgliche Bauen ist ein schnell wachsender Markt, aber es fehlen die Architekten dafür.

Aber Bauphysik und Technik sind nur der eine Teil der Geschichte – der andere: Nachhaltigkeit ist eine Frage des Denkens. Statt alles für hundert Jahre abzusichern, gilt es, einen Bau entlang seiner Verschleisszeiten zu strukturieren: aussen dauerhaft, innen anpassbar. Der Grundriss, für lange Zeit gedacht, sei eine Arroganz des heutigen Wissens gegenüber den Benutzerinnen – und der Zukunft, so Dietmar Eberle, ein Meister des effizienten Bauens von Vorarlberg bis China.

In der Zeit dieser Debatten schüttelt der Werkstoff Holz seinen Staub ab. Peter Zumthor und die Garde junger Bündner Architekten schaffen ab 1990 eine neue Form für das Holz. Meili Peter vervollkommen sie mit ihrem intellektuellen Manifest der Konstruktion für die Holzfachschule Biel 1999 siehe Seite 83. Endlich gibt auch der Feuerpolizist nach: Holz wird mehrgeschossig. Der Staat und die Holzindustrie lassen den Ideologiemotor auf Hochtouren fahren, Holz als Material der Zukunft, gegen das Beton und Stahl kein Brot haben: geschlagen, gesägt und gezimmert vor Ort und nachwachsend im Wald. Oder industriell vorgefertigt. Drei grosse Kampagnen lassen den Anteil des Holzes auf dem Bauplatz Schweiz wachsen – von 10 auf 13 Prozent.

DIE FORM DER ARBEIT Ein paar Zahlen: 1995 bewältigen Generalunternehmer 8,5 Prozent des Bauvolumens, 2007 waren es 14 Prozent und die Quote steigt. Interessant zudem: Bei den Generalunternehmern steigt die Zahl der Arbeitsplätze, während sie in den meisten Teilbranchen und im Baugewerbe insgesamt sinkt. Zwischen 1991 und 2006 gehen die Beschäftigten im Bauhauptgewerbe von 166 000 auf 81 400 zurück. Dafür wächst die Zulieferindustrie und wo die Freude am Improvisieren und Entscheiden auf dem Bauplatz abnimmt, wird auch die Planung wichtiger: Laut Betriebszählung sind die Arbeitsplätze für Bauplaner und Architekten zwischen 1998 und 2005 gestiegen, um 7965 oder 11 Prozent. Dabei hat die Zahl der Büros ab-, die Zahl der Beschäftigten aber zugenommen – es gibt also weniger selbstständige und mehr angestellte Architekten und Ingenieure.

Das Kultur- und Kongresszentrum Luzern siehe Seite 62, die gläserne Messehalle in Basel, der Umbau des Zürcher Hauptbahnhofs, der Ausbau des Flughafens Kloten, der Auf- und Abbau der Expo.02: Die grossen Hochbaustellen führten die Bräuche der Industrie auf dem Bau ein. Standarddefinitionen statt Entscheide vor Ort, just in time statt Leerfahrten und Baulager, Qualitätskontrolle von der Schraube bis zur Montage, Digitalisierung vom Plan bis zur >>

>> Organisation. Manager mit Krawatten statt Patrons mit Schwielen an den Händen. Der Architekt als Kapitän des durch die Stürme tuckernden Baus bleibt ein gepflegtes Bild. Aber die Form seiner Arbeit heisst Immobilienexperte, Projektentwicklerin, Energieberater, Kostenplaner, Visualisiererin. So rational die Form der Arbeit klein geteilt wird, so stabil bleiben ihre Bedingungen im Architektur- und Designbüro. Weit entfernt vom Standard, den die Bauarbeiter mit Streiks und Verhandlungen erkämpfen, ist der Architekt der Prototyp des flexiblen Menschen: allzeit bereit auf Abruf und zu kargem Lohn. Sonntagsarbeit als Berufsstolz und weiterziehen, wenn der Auftrag einbricht. Stabil auch: Die Form der Arbeit bleibt männlich vom Kranführer bis zum Architekten, auch wenn an ETHs und FHs gleich viele Frauen studieren.

DIE FORM DER ZEIT Der 9. November 1989 ist nicht nur für die Welt ein bemerkenswerter Tag – eine Zeitwende. Die einbrechende Berliner Mauer setzt fast auf den Tag genau zu Hochparterres erstem Geburtstag auch der Schweizer Zeit zu. Ach, geliebter Sonderfall – wozu noch? Zwar wehrt sich der Aufstand der Gerechten für ihn, die eigene Form gegen den Rest der Welt leidenschaftlich behauptend. Und erfolgreich, wenn es um den Kampf gegen Europa geht. Aber die vergessenen Konti in den Schweizer Banken, das gehütete Raubgold setzen der Schweizer Zeit draussen in der Welt zu; der Fichenskandal erschüttert sie im Lande selbst. Was der Spitzel im Ostblock war, ist der aufrichtige Patriot bei uns.

Am 2. Oktober 2001 drehen die Grossbanken der Swissair den Geldhahn zu – Grounding. Damit geht ein weiteres Stück Schweizer Zeit unter: pünktlich, zuverlässig und berechenbar. Bankiers, als Verwaltungsräte, Politiker, fürsorglich vereint in der Schweiz AG – alles nichts mehr wert. Dafür Piloten, schlecht rasiert auf fremden Flugplätzen um Benzin für den Heimflug bettelnd. Ein halbes Jahr nach dem Untergang der Swissair aber beginnt in Biel die Expo.02. Sie schenkt dem Land einen Flickenteppich unterschiedlicher

Zeiten und eigener Formen: Avantgardejazz und Alphornklang, Fahnenurm und Hightech-Flackern, Wolkennebel und Schlachtenpanorama, Felchen-Sushi und Älplermagronen. Vereint in vier Parkanlagen und auf einem Schiff, probiert ein Teil der Schweiz neue Formen der Zeit, grossspurig und fantasievoll. Das offene Kunstwerk bleibt ein Zeitfenster. Der Rückbau geschieht – wie versprochen – ökologisch verantwortungsvoll, logistisch und im Geld- und Terminplan perfekt.

Eine neue Form der Zeit fällt auf Hochparterres zwanzigsten Geburtstag. Nur kurz flammte noch einmal auf, dass die Schweiz doch ein Sonderfall sei, und ihre Banken formbeständig, sicher und seriös. Und dann dies: 68 Milliarden Staatsgeld sollen die UBS vor dem Grounding bewahren. 34 Mal mehr als seinerzeit die Swissair verlangte. Die Schweiz tickt fortan in Weltzeit. Doch die Zeit hat auch stabile, ja ewige Formen gefunden. In der Leventina einen Betonschrein von Peter Märkli für die Kunst des Bildhauers Hans Josephson. In Davos einen Glasschrein von Gigon / Guyer für die Bilder von Ernst Ludwig Kirchner *siehe Seite 82*. In Hannover einen Holzschrein von Peter Zumthor für die Schweizer Werte. In Zernez jüngst wiederum einen Betonschrein von Valerio Olgiati für die Bären, Bartgeier und Distelfinke aus den Bergen und Schluchten des Nationalparks.

EPILOG Diese sieben Formen entdeckten wir in zwanzig Jahren Schweiz – es gäbe noch etliche. Doch genug Schweizschau. Neulich besuchte Guan Ming aus Guangzhou die Redaktion. Er verlegt eine Architekturzeitschrift zwischen Shanghai, Hongkong und Guangzhou – in einem Gebiet fünfzig Mal so gross wie die Schweiz. Dazu gibt er Bücher über die zeitgenössische Architektur Chinas heraus. Mit Guan Ming entwerfen wir das Projekt «Der Blick des Fremden auf das Eigene». Geplant ist, dass er während eines Monats als unser Gast die sieben Formen erkunden und seine Variante dazu schreiben wird – Weltluft für das Hochparterre mit Blick auf den 25. Geburtstag.



GRÄUBOFFICE
Planen, Einrichten. www.graeboffice.ch

lista office **LO** **denz** Wilkhahn **giroflex** girsberger **zūco** WALTER KNOLL **tossa** **BELUX**

zūco SWISS QUALITY